

INSIDE

WENN ÜBER 50 BEWOHNENDE ZÜGELN

**Eine Mammutaufgabe für
die Angestellten**



Abschied vom langjährigen Daheim

Wie es den Bewohnenden
vor dem Umzug geht

Wie gut wird die UN-BRK umgesetzt?

Eine Zertifizierung soll
Klarheit schaffen

Vom Bauer zum Betreuer

Sven Wüst hat seinen
Traumjob gefunden

IMPRESSUM

Herausgeberin: arwo Stiftung

St. Bernhardstrasse 38 | Postfach
5430 Wettingen
056 437 48 48
admin@arwo.ch | www.arwo.ch

Texte und Fotos: Melanie Bär
Gestaltung: Sibylle Streuli

Erscheinung/Auflage: September 26 / 4000 Ex.



Wir freuen uns über jede Spende

Spendenkonto arwo Stiftung, 5430 Wettingen
PostFinance-Konto 61-335519-4
IBAN CH22 0900 0000 6133 5519 4

**Jetzt mit TWINT
spenden!**

QR-Code mit der
TWINT App scannen
Betrag und Spende
bestätigen



Melanie Bär
Journalistin BR

Ein Wechselbad der Gefühle

Wenn Sie diese Zeilen lesen, werden die Bewohnerinnen und der Bewohner im Stöckli bereits umgezogen sein. Das Gebäude neben dem Wohnheim wird abgerissen, die Bewohnenden ziehen vorübergehend in eine Mietwohnung im Dorf. Für Otto Schlatter ein Grund zur Freude. Er liebt Abwechslung und ist neugierig auf die neuen Nachbarn und das pulsierende Leben mitten in Wettingen. Anders bei Gaby Hunziker. Sie hat Mühe mit Veränderungen. Der Umzug fordert sie emotional heraus.

Ich verstehe beide Gemütslagen. Als mein Sohn vor drei Monaten auszog, erlebte ich ein Wechselbad der Gefühle. Einerseits freute ich mich für meinen Sohn, der es kaum erwarten konnte, in seine erste eigene Wohnung zu ziehen. Andererseits war ich traurig, weil er zu Hause fehlte. Kein spontanes gemeinsames Kochen mehr, keine Gespräche am Küchentisch. Ich bekomme viel weniger mit, wie es ihm geht.

Vertrautes loslassen müssen wir alle immer wieder, es gehört zum Leben. Manchen Menschen mit Behinderungen fallen Veränderungen jedoch besonders schwer. Aufgrund ihrer kognitiven Beeinträchtigung können sie sich teilweise gar nicht recht vorstellen, was auf sie zukommt. Zeit hat eine andere Dimension. In zwei Jahren in ein vollständig saniertes und erweitertes Wohnheim zu ziehen, ist für sie abstrakt. Sie leben im Hier und Jetzt. Was zählt, ist der Moment. Und dieser ist gerade geprägt von Veränderungen.

Das gilt nicht nur für die rund 50 Bewohnenden, sondern auch für die Angestellten. Sie sind gleich doppelt herausgefordert. Einerseits müssen sie die teilweise angespannte Stimmung aushalten, die Menschen so gut wie möglich vorbereiten und begleiten. Andererseits verändern sich mit dem Umzug für sie Arbeitsorte und Abläufe. «Der Umzug ist die grösste Herausforderung meines Lebens», sagt Gyula Huber, Leiter der ersten Gruppe, die umzieht.

Für mich ist klar: Bei einem Umzug braucht es nicht nur gute Planung, sondern auch Zeit und Verständnis. Insbesondere in der arwo, wo Bewohnende Vertrautes verlassen, ohne sich vorstellen zu können, welche Vorteile ihnen ihr neues Daheim in rund zwei Jahren bieten wird.

Melanie Bär

ABSCHIED VOM LANGJÄHRIGEN DAHEIM

«ICH FREUE MICH SCHON,
ABER ES IST AUCH
UNGEWOHNT»Der Umzug rückt in grossen
Schritten näher.

Marie-Therese Bertschi ist eine langjährige Bewohnerin der Wohngemeinschaft «Stöckli». Sie und ihre Mitbewohnenden sind die ersten, die umziehen.

Die Modernisierung des Wohnheims und des Stöcklis steht kurz bevor. Die Gemütslage der sechs Bewohnenden, die als Erste umziehen, schwankt zwischen Vorfriede und Unsicherheit.

«Hoi, Marie-Therese», grüssen die Köchinnen und Köche die Bewohnerin, die einen Servierwagen in die Küche schiebt. Darauf stehen leere Töpfe. Kurz nach 12 Uhr haben die sechs Bewohnenden vom Stöckli das Mittagessen bereits beendet, Marie-Therese Bertschi bringt nun das schmutzige Geschirr zurück. «Es war fein», sagt sie, ehe ein Koch die Behälter vom Wagen nimmt und die Bewohnerin den Chromstahl-Transporter zurückrollt. Zwischen dem 1980 erbauten Wohnheim und dem zwei Jahre später entstandenen Stöckli liegen nur ein paar Meter. Dort leben fünf

Frauen und ein Mann. Das Haupt- und das Nebenhaus sind durch eine unterirdische Garage miteinander verbunden. Im Stöckli leben vorwiegend Senioren und Seniorinnen.

Nicht mehr lange. Am 22. September ziehen sie aus. Während der rund zweijährigen Modernisierungsphase des Wohnheims und des Ersatzbaus am Ort des Stöcklis leben sie im Klosterbrühl. Die Siedlung der Gemeinnützigen Bau- und Siedlungsgenossenschaft Lägern liegt mitten im Dorf. Die arwo hat je zwei 4½- und 3½-Zimmer-Woh-

nungen gemietet. Dort werden die Stöckli-Bewohnenden zusammen mit vier Bewohnenden einer Gruppe aus dem Wohnheim vorübergehend einziehen. Eine 2½-Zimmer-Wohnung steht als Büro und Gemeinschaftsraum zur Verfügung. Voraussichtlich bleiben sie zwei Jahre dort. Danach ist das Haupthaus wieder bezugsbereit, und Bewohnende der Aussenwohngruppen ziehen in die Mietwohnungen im Klosterbrühl. Marie-Therese Bertschi und ihre fünf Mitbewohnenden sind die Ersten, die ihr Daheim verlassen. Die 42 Bewohnenden aus dem Wohnheim folgen Anfang des Jahres und beziehen vorübergehend die Räumlichkeiten der leer stehenden Klinik Sonnenblick.

Das Stöckli wird abgerissen und an seiner Stelle ein grösserer Ersatzbau errichtet. Darin werden künftig Ateliers- und Beschäftigungsplätze angeboten. Die Nähe bringt Vorteile: Die Bewohnende müssen keine langen Arbeitswege zurücklegen.

«Für sie ist es schwer greifbar. Teilweise ist es auch ein Verdrängen, um sich nicht mit der Veränderung auseinandersetzen zu müssen».

Gyula Huber, Gruppenleiter Stöckli

«Ich freue mich schon, aber es ist auch ungewohnt», antwortet Marie-Therese Bertschi auf die Frage, was sie vom Umzug ins Klosterbrühl halte. Sie wohne schon so lange im Stöckli, dass sie sich nicht einmal mehr daran erinnere, wie viele Jahre es seien, sagt sie, während sie den Servierwagen im Stöckli zurückstellt und sich im Wohnzimmer aufs Sofa setzt.

Um die Bewohnenden auf die Veränderung vorzubereiten, haben die Betreuenden die Räumlichkeiten vor ein paar Wochen mit ihnen besichtigt. Wünsche, wer mit wem in welche Wohnung einzieht, wurden berücksichtigt. Marie-Therese Bertschi wird mit einer anderen Bewohnerin in einer 3½-Zimmer-Wohnung leben. Zum ersten Mal hat sie eine eigene Toilette. Darauf freut sie sich. Im Stöckli gibt es nur zwei WCs für die sechs Bewohnenden. «Am Morgen ist das Warten ein bisschen eklig.» Es scheint, als wäre der Umzug beim Besuch zwei Monate vor dem Zügeln noch kein grosses Thema. «Für sie ist es schwer greifbar. Teilweise ist es auch ein Verdrängen, um sich nicht mit der Veränderung auseinandersetzen zu müssen», sagt Gruppenleiter Gyula Huber.

Lina Frei setzt sich auf einen Sessel im Wohnzimmer und schüttelt den Kopf. Sie freue sich nicht auf den Umzug. Dorli Graber hört, dass in der Stube diskutiert wird, und nimmt ebenfalls auf dem Sofa Platz. Sie strahlt, stellt Fragen. Sie hat vergessen, wie gross die neuen Räume sind und in welchem Zimmer sie einziehen wird. Gyula Huber erinnert die Bewohnerinnen an die Gruppenferien vor einem Jahr. «Da war auch alles neu: das Zimmer, die Küche, die Leute. Und euch hat es trotzdem gut gefallen. Ihr hattet keine Mühe, euch ans Neue zu gewöhnen. Jetzt ist es, als ob ihr ins Ferienlager gehen würdet, nur dass ihr dann zwei Jahre dort bleibt.»

Gaby Hunziker ist vom Esstisch aufgestanden, bleibt neben Gyula Huber stehen. Sie weint. Der Betreuer gibt ihr ein Taschentuch und tröstet: «Ich weiss, du hast Mühe mit Veränderungen.» Sie ist die Einzige, die am Umzugstag nicht dabei sein will, sondern die Woche in einem Ferienlager verbringt. Alle anderen haben ihre Ferien abgesagt.

Einer, der sich besonders auf das Neue freut, ist Otto Schlatter. Er ist der älteste Bewohner der arwo und findet es toll, dass er in einen Neubau einziehen kann, in dem auch Menschen leben, die nicht zur arwo gehören. Weil er grundsätzlich Mühe mit dem strukturierten, institutionellen Rahmen hat, kommt ihm die neue Umgebung gelegen: Er lebt künftig in einem Neubau mit neuen Nachbarn, und bei Bedarf steht ihm trotzdem immer eine Betreuung zur Verfügung.

Veränderungen gibt es auch bei den Mahlzeiten. Marie-Therese Bertschi wird das Essen nicht mehr mit dem Servierwagen direkt in der Küche holen können. Künftig werden die Transportmitarbeitenden das Mittagessen ins Klosterbrühl bringen, abends wird selbst gekocht. «Vielleicht kann ich ja dann einmal mit dem Transportteam mitfahren, damit ich die Küchenmannschaft trotzdem noch ab und zu sehe», sagt Marie-Therese Bertschi mit fragendem Blick zu Gyula Huber. Er nickt. Plötzlich beginnt die Bewohnerin zu strahlen. Ihr ist wieder eingefallen, dass sie von ihrem vorübergehenden neuen Zimmer auf das Fussballstadion sieht. «Darauf freue ich mich», sagt sie. ■

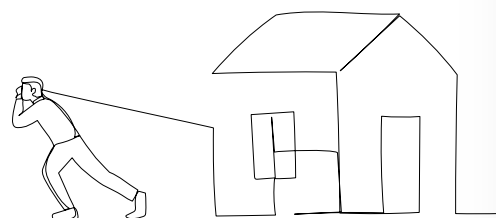


Bewohnende in ihrem alten Daheim im Stöckli: Dorli Graber, Marie-Theres Bertschi, Lina Frei und Gaby Hunziker (von links)

EINE MAMMUTAUFGABE

TAUSEND SACHEN IM KOPF

«Die grösste Herausforderung meines Lebens» – drei Angestellte erzählen vom Kraftakt hinter dem grossen Umzug und dem Modernisierungsprojekt.



Katja Komenda, Abteilungsleiterin Wohnen 2 (dezentrale Wohngruppen):

«Alle Bewohnenden machen sich Gedanken, dennoch reagieren sie sehr individuell. Einige wollen sich nicht damit auseinandersetzen und verdrängen die Veränderung möglichst lange. Andere freuen sich. Das Spezielle ist diesmal, dass sie zweimal in so kurzer Zeit umziehen. Wir haben immer wieder kommuniziert, dass es für die Zeit der Modernisierung ein Provisorium

ist. Nicht alle können dies jedoch zeitlich einordnen.

Einige der ersten sechs Bewohnenden, die ausziehen, sind über 80 Jahre alt. Wir sammeln Erfahrungen für den grossen Umzug drei Monate später. Dann ziehen über 40 Personen in den Sonnenblick.

Für 50 Personen ein passendes Provisorium zu finden, war nicht einfach. Infrastruktur und Platzbedarf müssen

behindertengerecht und auf die besonderen Bedürfnisse unserer Bewohnenden ausgerichtet sein. Die Möglichkeit, zwei Jahre in der ehemaligen Klinik Sonnenblick zu wohnen, ergab sich erst im Laufe des Projekts aufgrund von Terminverschiebungen.

Seit zwei Jahren planen wir. Es gibt sehr viele Schnittstellen. Abläufe interner Abteilungen wie der Hauswartung, des Hausdienstes, des Gesundheitsdienstes, der Küche, des Transports

oder der Wäscherei müssen koordiniert und immer wieder angepasst werden. Die Kommunikations- und Transportwege verändern sich.

Ich habe schon einige Umzüge im Wohnen mitorganisiert und selbst durchgeführt. Ich persönlich finde es sehr spannend, bei der Modernisierung des Wohnheims dabei zu sein. Man hat in seinem Berufsleben nicht oft die Gelegenheit, bei einem so grossen Projekt mitzuwirken.»

Gyula Huber, Gruppenleiter Stöckli:

«Der Umzug ist die grösste Herausforderung meines Lebens. Ich habe 1000 Sachen im Kopf, die ich beachten muss. Der Umzug verlangt sehr viel systematische Planung. Wir haben mit einem 3D-Programm gearbeitet, Räume und Möbel ausgemessen und so geplant, wie wir die Räume idealerweise einrichten. Jede Zügelkiste, jedes Möbel muss richtig angeschrieben sein, damit klar ist, in welchen Raum es gebracht werden muss. Dennoch können wir nicht jeden Handgriff planen, es wird sowohl für die Bewohnenden als auch für das Personal eine Herausforderung. Jetzt leben die sechs Personen in einem Haus, danach sind sie für mehr als zwei Jahre auf mehrere Wohnungen und zwei Stockwerke verteilt.

Vieles liegt bei der Planung im Detail. Am Anfang fiel beispielsweise niemandem auf, dass die Türschlösser der Zimmer in den neuen Wohnungen nicht von aussen und innen auf- und zugeschlossen werden können. Das ist wichtig: Die Bewohnenden sollen ihre Badezimmer abschliessen können. Im Notfall müssen wir jedoch Zugang haben. Wir mussten zudem Notfallknöpfe anbringen.

Ich bin dankbar für mein flexibles Team. Es ist uns allen klar, dass am Anfang nicht alles reibungslos laufen wird und wir flexibel reagieren müssen. Die Bewohnenden reagieren unterschiedlich. Einige verdrängen es, weil es für sie schwer greifbar ist. Andere freuen sich auf die Wohnungen mitten in einem Quartier. Fürs Personal wäre ein grosser Modulbau auf der Wiese neben dem Wohnheim als Provisorium einfacher gewesen, so war es am Anfang geplant. Alles an einem Ort sozusagen. Doch die neue Lösung entspricht viel mehr dem Normalisierungsprinzip.»

Simon Hauser, Abteilungsleiter Infrastruktur:

«Im Moment dreht sich bei mir fast alles um die Modernisierung der Umzüge und Provisorien. Die grösste Herausforderung dabei ist, dass unglaublich vieles gleichzeitig läuft und voneinander abhängig ist. Meine Aufgabe ist es, die Zügel in der Hand zu behalten und dafür zu sorgen, dass alles zur richtigen Zeit am richtigen Ort bereit ist.

Im Klosterbrühl müssen zum Beispiel die Notruf- und Alarmierungssysteme bis zum Morgen des Umzugs am alten Standort funktionieren – und am Abend bereits am neuen Ort. Das klingt nach einem Detail, ist für die Sicherheit der Bewohnenden aber zentral.

Im Moment beschäftigen mich die vier Provisorien für die Verwaltung, das Stöckli, das Wohnheim und die Küche am meisten. Zwei Jahre lang wird auf der Wiese hinter dem Parkplatz in einem gemieteten Modulbau gekocht. Diese Planung ist anspruchsvoller, als man vielleicht denkt. Gerade die

Brandschutzvorschriften haben für einige Diskussionen gesorgt. Gleichzeitig stehen wir unter Zeitdruck. Wir können mit der Küche nicht einfach irgendwann umziehen. Während des Schulbetriebs werden mehrere Hundert Mittagessen für Schulen gekocht. Der Umzug muss deshalb in den Schulferien stattfinden. Solche Abhängigkeiten machen die Planung komplex.

Bevor die Verwaltung an die Schwimmbadstrasse umziehen kann, muss die IT erschlossen werden. Auch im Sonnenblick sind Umbauten nötig. Dort werden unter anderem Teambüros zu Bewohnerzimmern, um möglichst viele Einzelzimmer zu schaffen. Dabei versuche ich immer, Aufwand und Kosten in einem vernünftigen Verhältnis zu halten. Bei einem Provisorium soll kein Geld für etwas ausgegeben werden, das kurze Zeit später nicht mehr verwendet wird.

Es ist eine intensive, aber auch eine wirklich gute und spannende Zeit. Die interne Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Abteilungen schweisst zusammen. Wir haben lange über die Modernisierung gesprochen. Jetzt geht es endlich los, das ist wirklich nötig. Technisch funktioniert vieles nur noch dank manueller Eingriffe und der Tricks unserer Hauswarte.

Wir sind froh, wenn die Technik bis zum Auszug Ende des Jahres noch funktioniert.» ■



Mischa Grätzer, Geschäftsführer SWISO (links) und Andreas Fink, Geschäftsführer sebit schweiz.

EINE ZERTIFIZIERUNG SOLL KLARHEIT SCHAFFEN

WENN SELBSTBESTIMMUNG MESSBAR WIRD

Wie selbstbestimmt können Menschen mit Behinderungen in Institutionen leben und arbeiten? Sebit schweiz und SWISO entwickeln eine Zertifizierung, die überprüft, wie gut Organisationen die UN-Behindertenrechtskonvention umsetzen. Die arwo wird als erste Institution im Kanton Aargau einem solchen Audit unterzogen.

«Wie bekommt man als betroffene Person, als Beistand oder als Angehöriger eine objektive Sicht, ob an einem Arbeits- oder Wohnplatz die UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) umgesetzt wird?» Das fragte sich Andreas Fink, Geschäftsführer des Vereins sebit schweiz, als über die Umstellung von Objekt- auf Subjektfinanzierung diskutiert wurde. Mit der jetzigen Objektfinanzierung zahlt der Kanton Aargau einen grossen Teil der Kosten direkt an die Einrichtungen, die Menschen mit Behinderungen

betreuen. Dass könnte sich künftig ändern. Als Folge des in der UN-BRK geforderten Mitspracherechts läuft ein Pilotprojekt für eine Subjektfinanzierung. Bei diesem System erhalten Menschen mit Beeinträchtigung das Geld aufgrund ihres Unterstützungsbedarfs direkt zugesprochen und suchen sich entsprechende Unterstützungsangebote individuell aus. Es ist also ein Gutscheinmodell. Sollte der Systemwechsel in ein paar Jahren erfolgen, hätten die Betroffenen mehr Wahlmöglichkeiten. «Ein Kriterium beim

Aussuchen könnte sein, wie gut die Institution die UN-BRK umsetzt und das auch ausweisen kann», vermutet Fink. Also beispielsweise, wie stark Menschen mit IV mitbestimmen und am normalen gesellschaftlichen Leben teilhaben können. Oder wie gut ihre körperliche und psychische Unversehrtheit geschützt wird.

«Es braucht eine objektive Stelle, die diese Kriterien der UN-BRK prüft und beurteilt» findet Fink. Als sebit-Geschäftsführer setzt er sich für die

Rechte von Menschen mit Behinderungen ein. Er suchte den Kontakt zu einer unabhängigen Schweizer Zertifizierungsstelle. Fündig wurde er bei Mischa Grätzer, dem Geschäftsführer von SWISO. «Ich fand die Idee spannend», sagt Grätzer. Als Zertifizierungsstelle ist das Unternehmen in der Welt von ISO-Normen und Managementsystemen daheim. Weltweit gültige Regeln und Richtlinien sind ihr tägliches Brot, ebenso die Strukturierung einer solchen Überprüfung. Die SWISO zertifiziert zudem mehrere Behinderteninstitutionen in der Nordostschweiz, unter anderem die arwo-Stiftung. Neuland hingegen ist die spezifische Überprüfung der UN-BRK. Von Anfang an war deshalb klar, dass sie zusammenarbeiten und eine anerkannte Zertifizierung schaffen. Die SWISO erstellte Struktur und Richtlinien und baute die Befragung und die Kriterien für die Überprüfung auf. Sebit schweiz brachte das Fachwissen zur UN-BRK und zum Umgang mit Betroffenen ein und rekrutierte Mitarbeitende mit Behinderung. Von Anfang an wurde das Projekt «Inklusive Audits» partizipativ erarbeitet. Das bedeutet, dass Menschen mit Behinderungen mit Mitarbeitenden der sebit zusammengearbeitet haben. Sie waren in den Prozess eingebunden und werden die Befragungen während der Audits als sogenannte Peer-Auditorin-

nen und -Auditoren zusammen mit den SWISO-Auditoren durchführen. Seit anderthalb Jahren sind die beiden Partner daran, dieses neue Label zu schaffen, das belegt, wie gut eine Institution die UN-BRK umsetzt. «Wir haben uns auf die Bereiche Wohnen, Arbeit, Bildung und Freizeit festgelegt und daraus Kategorien gebildet», so Grätzer. Gefragt wird beispielsweise: «Wer entscheidet, was du in deiner Freizeit machst oder wo du wohnst?»

Bald werden sich die Mitarbeitenden mit IV und jene von SWISO erstmals treffen. Später werden sie gemeinsam Audits durchführen und die Prüfungen vornehmen. «Darauf freuen sich unsere Auditorinnen und Auditoren besonders», sagt Grätzer. Als Pilotversuch hat sich die arwo-Stiftung zur Verfügung gestellt. Im Herbst wird die Stiftung zwei Tage lang auf Herz und Nieren geprüft. Dabei wird untersucht, wie gut sie das von 190 Staaten unterzeichnete Regelwerk umsetzt, das die Schweiz 2014 ratifiziert hat. Damit hat sich die Schweiz völkerrechtlich verpflichtet, die darin festgelegten Rechte von Menschen mit Behinderungen zu achten, zu schützen und umzusetzen.

Die Kosten für die neue Zertifizierung bezahlen die Organisationen selbst. Die Höhe richtet sich nach den Kosten

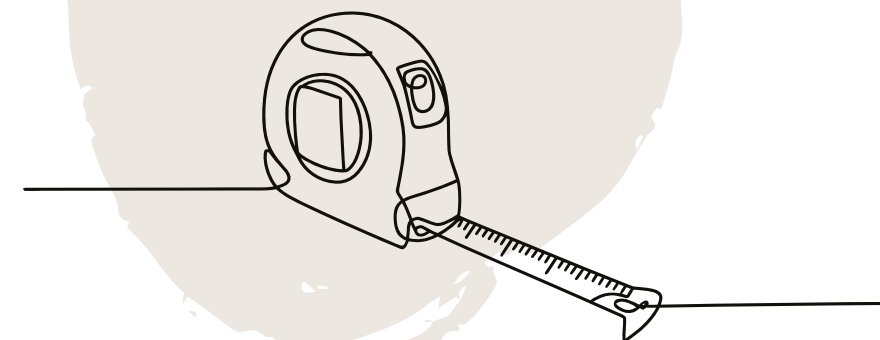
für die Überprüfung des Qualitätsmanagements ISO 9001. Diese betragen pro Tag rund 3000 Franken. Etwa 40 000 Franken hat es gekostet, die neue Zertifizierung zu erarbeiten. Sebit und SWISO haben sich die Kosten geteilt. Der Swisslos-Fonds unterstützt das neue Angebot zusätzlich.

Ob das Angebot dieser neuen Zertifizierung auf dem Markt ankommt, steht noch in den Sternen. Am INSOS-Kongress, dem Branchenverband der Dienstleister für Menschen mit Behinderungen, durften Fink und Grätzer im August das neue Angebot vorstellen. «Ich bin etwas kritischer als sebit», sagt Grätzer und fügt lachend an, dass er hoffentlich nicht recht habe. Fink ist überzeugt, dass diese Zertifizierung künftig auch für Bund und Kantone von Interesse sein werde. Sie können so überprüfen, in welcher Qualität die UN-BRK umgesetzt wird. «Sie müssen dafür keine eigenen Richtlinien und Kontrollstellen schaffen. Und schliesslich hilft es den Anbietern, weil sie zeigen können, was sie in Sachen UN-BRK machen. Sie erhalten mit den inklusiven Audits eine neutrale Überprüfung. Und, je nachdem, das Prüfsiegel: UN-BRK-geprüfte Qualität.» ■

INKLUSIVE AUDITS

PILOTPROJEKT

Die arwo wird als Erstes getestet.



VOM LANDWIRT ZUM GÄRTNER

ER KANN ES MIT MENSCHEN,
TIER UND NATUR

Als Fünfjähriger wollte Sven Wüst Zoowärter werden, mit sieben Jahren Bauer. Mit dem ersten Lehrlingslohn kaufte er eine Kuh. Heute züchtet er Stiefelgeissen und arbeitet in der Gartengruppe der arwo als Betreuer und sagt: «Das, was ich jetzt mache, erfüllt mich zu 100 Prozent.»



Zusammen mit zwei Mitarbeitenden mit IV fährt Sven Wüst mit dem Lieferwagen auf den Parkplatz der Gartengruppe in Würenlos. Zuvor haben sie zu dritt einen Kundengarten in Spreitenbach auf Vordermann gebracht: Sie haben gejätet, Rasen und Hecken geschnitten und das Grünzeug entsorgt. Während die Mitarbeitenden mit IV nun Feierabend haben, setzt sich der 28-Jährige hinter den PC, beantwortet E-Mails, schreibt Rechnungen und Offerten. «Die Büroarbeit gefällt mir. Doch noch lieber mag ich das gemeinsame Arbeiten draussen mit den Mitarbeitenden. Es ist sehr befriedigend, am Abend zu sehen, was wir zusammen geschafft haben», sagt er. Als Betreuer sind seine drei Teamkollegen und er nicht nur für die fachgerechte Ausführung der Aufträge zuständig, sondern auch fürs Wohl der 13 Mitarbeitenden. «Schon an der Art, wie sie am Morgen grüssen, erkenne ich, wie es ihnen geht», sagt Wüst. Lachend fügt er hinzu, dass er diese Sensibilität von den Tieren gelernt habe: «Verhalten sie sich nervös, weiss ich sofort, dass etwas nicht stimmt.»

Tiere und Natur haben es dem jungen Mann schon als Kind angetan und ihn vieles gelehrt. Drei Sommer lang verbrachte er als Jugendlicher jeweils vier Monate bei einer Bergbauernfamilie im Muotathal. Auf stundenlangen Wanderungen schaute er nach den Rindern der Bauern. Die Eltern brachten ihm die Hausaufgaben der Rudolf-Steiner-Schule auf die Alp, wo es keinen Handyempfang gab. «Das war herrlich. Ich schaltete das Handy erst bei der Heimkehr wieder an. Einmal zeigte es 570 Nachrichten an.» Obwohl er in der Generation Z mit der Digitalisierung aufwuchs, verbrachte er seine Jugendzeit am liebsten in der Natur. Die Tiere lehrten ihn Geduld und Bescheidenheit. «Man wird nicht reich an Geld, aber an Erfahrungen», resümiert er.

Nach der obligatorischen Schulzeit bereitete er sich auf die Matura vor und absolvierte ein Landwirtschaftspraktikum auf einem Demeter-Hof, wo auch Menschen mit Beeinträchtigung lebten. Der erste Berufswunsch vom Zoowärter wechselte zum Berufswunsch Landwirt. Schon als Kind verbrachte er seine Freizeit auf dem Hof seines Göttis, der in seinem Nachbardorf in Lupfig wohnte. Anpacken, mitten in der Natur bei Tieren, das ist sein Ding. Trotzdem hat er nach seiner dreijährigen Ausbildung zum Landwirt in drei Betrieben im Bündnerland nur ein Jahr lang als Landwirt gearbeitet.

Den Zivildienst absolvierte er unter anderem in einem Altersheim in Windisch. Das gefiel ihm so gut, dass er sich zum Fachmann Aktivierung weiterbildete und in einem 60-Prozent-Pensum blieb. Die restlichen 40 Prozent arbeitete er weiterhin als Landwirt bei seinem Onkel. Er wechselte in eine Stiftung im Solothurnischen, wo Menschen mit einer Beeinträchtigung in einer Wohngemeinschaft lebten. Teilzeit arbeitete er weiterhin so viel wie möglich als Landwirt und begann, Stiefelziegen zu züchten. «An manchen Tagen arbeitete ich vor dem Spätdienst als Landwirt und suchte einen Job, bei dem ich 100 Prozent am gleichen Ort arbeiten konnte.»

Seine Freundin sah ein Stelleninserat der arwo, in dem eine Betreuungsperson in einer Wohngruppe gesucht wurde. Beim Bewerbungsgespräch erzählte er schon nach ein paar Minuten von seinen Geissen. Für Sven Wüst war klar: Die Chemie stimmt. Trotzdem sagte er ab: «Schweren Herzens, weil ich auch pflegerische Aufgaben hätte übernehmen müssen, wovor ich Hemmungen hatte.» Ein paar Stunden später meldete sich die Personalfachfrau und wies ihn auf

die offene Betreuerstelle in der Gartengruppe hin. «Natürlich hat mich diese Stelle angesprochen, aber weil ich weder eine agogische noch eine Ausbildung als Landschaftsgärtner hatte, dachte ich, ich hätte keine Chance.» Nach dem zweiten Bewerbungsgespräch – diesmal mit dem Leiter der Gartengruppe – sagte Wüst sofort zu. Vieles, was er als Landwirt gelernt hat, kann er auch in der Gartengruppe anwenden. Alles andere lernte er in den ersten Monaten von den ausgebildeten Gärtnern oder in Weiterbildungen. In absehbarer Zeit will er die Ausbildung als Agoge anhängen. Um sich die Zeit dafür freizuschaukeln, will er das Präsidentenamt des Stiefelgeissen-Züchtervereins Schweiz dann

aufgeben. Das tut er gern für seinen Traumjob, in dem er das Soziale und die Natur vereinen kann. «Unsere Mitarbeitenden sind grundehrlich. Man weiss immer, woran man ist. Man braucht Geduld und kann nichts erzwingen. Genau wie in der Landwirtschaft», sagt er und stellt seinen Computer ab. Auch für ihn ist jetzt Zeit, Feierabend zu machen. Wobei für ihn Feierabend bedeutet, zu seinen Geissen zu fahren und danach den Onkel auf dem Bauernhof zu unterstützen. «Denn das Bauern ist ein Teil von mir.» ■



ARWo-INSIDE 115

Die nächste Ausgabe
erscheint im
November 2026